

## Herzensbildung – Solidarität -Mission

Mit dieser dreifachen Sendung möchte Bischof Heiner unserer Kirche von Hildesheim, möchte er einem jeden von uns einen Weg weisen. Er lädt ein, in dieser Fastenzeit darüber nachzudenken.

Wir können die heutigen Texte der Heiligen Schrift auf diese Sendung hin befragen. Immer geht es – wie der Bischof am Beispiel der Jünger von Emmaus deutlich macht – im Evangelium – der frohen, der guten Botschaft - darum Menschen in Not stärken, ihnen zur Seite zu stehen und **mit ihnen** von Gott **für alle** – kat holein – katholisch - **wirklich alle** - gesendet zu sein.

Mission – das hat oft einen negativen Klang. Wer in unserer Gesellschaft „missioniert“ – der gilt als überheblich, arrogant und will über andere bestimmen. Kirche hat in vielen Phasen ihrer Geschichte gewalttätig oder mit einer staatlichen Macht im Rücken missioniert: Imperialismus, Unterdrückung, Kolonialisierung der Völker der Welt ging oftmals Hand in Hand mit der Mission der Kirchen.

Bischof Heiner spricht bei „Mission“ von „Austausch über den Glauben“ – das ist unsere Sendung. Er spricht von „Einladung zum Glauben“ – das ist unser Auftrag – er spricht davon „hochwertige Liturgien zu feiern“ und „Hilfen anzubieten“ – dazu sieht der Bischof sich selbst und uns alle gesendet.

Wir haben eine Streit-Geschichte aus dem Buch Exodus gehört: Massa und Meríba – diese Orte in der Wüste des Sinai sind im Judentum Synonym für Hartherzigkeit, für Streit geworden – für ein Volk, das seine Sendung nicht mehr haben will.

Da ist das Gelobte Land mit viel Wasser, fruchtbaren Feldern und Überfluss an Milch und Honig versprochen – und das, was die aus Ägypten befreiten Sklaven erleben – ist 40 Jahre Wüste. Manchmal erlebe ich das auch als ein kirchengeschichtliches Bild:

Da hat uns das 2. Vatikanische Konzil eine lebendige, transparente, ja demokratische Kirche versprochen – und wir leben jetzt mehr als 40 Jahr Wüste. Da kann man schon ans aufgeben denken. Da erscheint jeder Reformvorschlag als etwas fragwürdiges. Macht das überhaupt noch Sinn – sollen wir nicht einfach umkehren und zurück in das Getto gehen aus dem wir gekommen sind. Die ordentlich gefügte Kirche – die aber mit der Welt von heute nichts mehr gemein hat. Die in der Wüste keine Hilfestellung anbieten kann, die auch gar keinen Austausch über den Glauben will, sondern den Glauben vorgibt. Eine Kirche, die Befehl und Gehorsam wie in Ägypten zu ihrem

Wesen, ihrer DNA hat werden lassen – so dass die Amtskirche, die kirchliche Hierarchie, die Kirche alter Männer geradezu zu einem Schimpfwort geworden ist, nicht anders als das „Sklavenhaus Ägypten“ von dem das AT spricht.

Nach einer Beerdigung sprach mich in diesen Tagen ein Arbeitskollege des Verstorbenen an: „Der Verstorbene war ein Kirchgänger – das habe ich nicht gewusst – ich bin es auch, aber wir haben nie darüber geredet.“ „Kirche“ ist kein Thema in den Gesprächen unserer Gesellschaft. Sie hat nichts mit unserem Alltag, unseren Wüsten und Oasen zu tun. Sie ist irgendwie weit weg – wie Ägypten für das Volk in der Sinai-Wüste – ein Bild aus einer anderen Zeit – aber ohne wirklichen Realitätsbezug.

Die heiligen Texte, die Schrift gewordenen Erfahrungen Israels und der Kirche – sie sind dagegen voller Realitätsbezug:

Wenn ich in der Wüste bin – dann benötige ich Wasser – das gilt für das Volk am Horeb – da gilt für Jesus am Jakobsbrunnen in Samaria.

Und das, was hier von Mose – und das, was von Jesus her ausgeht. Das ist gerade nicht die Erwartung von Befehl und Gehorsam. Mose gibt dem mürrischen Volk im Auftrag Gottes zu trinken. Und Jesus – er bittet um das Wasser durch eine samaritanische Frau. Er selbst schlägt ihr den Glauben vor. Er redet mit einer Frau – obwohl das die Männerrunde seiner Jünger nicht versteht – noch dazu mit einer, mit der die Juden nicht verkehren, die auch selbst darum weiß, denn aus Sicht der Juden, haben die Samaritaner sozusagen die falsche Religion – und er redet mit einer Frau, die keinerlei Ehre in ihrer Gesellschaft hat: Fünf Männer hat sie gehabt und der, den sie jetzt hat, er ist eigentlich auch nicht ihr Mann.

Was hier geschieht und was am Berg Horeb geschah – es ist ein göttliches Eingreifen in die verkrusteten Felsen der gesellschaftlichen Ordnung. Das hoffnungslose Volk, weit abgeschlagen in der Wüste – die Samaritanische Prostituierte rechtlos und abgewertet – außerhalb des Reiches Gottes und damit bar jeder Hoffnung, dass ihr Leben noch einen Wert erhalten könnte.

Die Szene hat für mich eine höchst aktuelle Brisanz – gerade auch bei der Frage wie wir mit fremden Religionen umgehen sollten, was uns da gut tut und frei macht – und was nicht.

Das, was Jesus hier auszeichnet, das macht für mich auch die Aktualität des Christentums aus. Er bietet das Wasser des Lebens an. Er eröffnet im Gespräch auf Augenhöhe – nein eigentlich noch tiefer und menschlicher – in einem

Gespräch von unten nach oben – denn Er – Jesus – also Gott selbst – ist in diesem Gespräch der Bittsteller: Er, der Herrscher über Himmel und Erde, der Schöpfer des Wassers selbst – Er bittet um Wasser. Das ist kein Spiel, um die Frau bloß zu stellen, um die göttliche Macht am kleinen Wesen Mensch aufzuzeigen. Das ist nichts anderes als das Besondere und das Zentrale des Christentums zu werden: Nicht mit dem Finger auf andere zu zeigen, nicht großzügig die Hand von oben nach unten zu reichen, um jemandem aufzuhelfen – nein, das was unseren Glauben so besonders und so anders macht, das ist das, was die neuerdings wieder hörbare Vokabel „Demut“ zu sagen weiß. Jesus lebt diesen Dienmut, weshalb er auch der erste Diakon, Diener genannt wird. Er beherrscht nicht dieses Gespräch, er fühlt sich in sein Gegenüber ein. Er geht mit der Frau und ihren Gedanken, wie er mit den Emmausjüngern und ihren Gedanken unterwegs ist. So wird sein Mitdenken und Mitfühlen schließlich zur Botschaft der Menschwerdung Gottes selbst.

Da, wo ein Jude nicht einmal ein Wort an die Menschen richten würde, da bleibt Jesus zwei ganze Tage lang. Er lässt sich auf das ein, was wir den Dialog der Religionen nennen. Da, wo wir wie Jesus im Andersgläubigen die gleiche Wahrheit und den gleichen Geist erkennen, da werden wir wirklich frei.

Paulus sagt im Römerbrief: Es wird nur schwerlich einer für einen Gerechten sterben, vielleicht für einen Guten – aber Gott selbst ist für uns gestorben, als wir noch Sünder waren. Der grausame Tod am Kreuz, der jedes Jahr in der Mitte der Liturgie des Karfreitags steht und ohne den wir nie Ostern feiern – dieser grausame Tod ist das freiwillig Leiden Gottes mit den Menschen. Diese Freiheit ist beispielgebend. In diesem Erkennen, dass Gott sich nicht zu schade gewesen ist, Mensch bis in das Erbärmlichste hinein zu werden, befreit mich das Evangelium von allen Ansprüchen und von aller Selbstgerechtigkeit. Es wird dann zum inneren Wasser, das aus mir entspringt und mich nicht mehr durstig werden lässt – wie Jesus verspricht.

Das macht für mich eine Liturgie, einen Gottesdienst wirklich „hochwertig“ – um mit dem Bischof zu sprechen – dass wir uns bewusst werden, dass wir selbst hier in diesem Gottesdienst gar nichts leisten, gar nichts leisten müssen und auch gar nichts leisten können. Keiner von uns „macht“ diesen Gottesdienst – und eine Feier wird ein solcher Dienst schon gar nicht, wenn da etwas von „muss“ und Zwang ist. Ich, wir, sind viel zu sehr Sünder, als dass wir Gott einen Dienst erweisen könnten. Wenn wir hierherkommen in der Demut, dem Dienmut, dass wir uns Gott selbst anheimstellen, dass wir es ihm ermöglichen, dass er uns dient, so wie die Frau am Jakobsbrunnen sich vom

Bittsteller Jesus hat beschenken lassen – dann finden wir zu unserer Mission, unserer Sendung. Dann öffnen wir unser Herz, damit er selbst uns lebendiges Wasser sein kann, wie er es versprochen hat. „Dann ist die Stunde da, zu der die wahren Beter den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit.“

Das ist die Speise von der Jesus lebt, von der er sagt: Meine Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat und sein Werk zu Ende zu führen.

Stellen wir uns in diese Sendung, in diese Mission.

Amen.